Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1892

202 (28.8.1892) Badisches Unterhaltungs-Blatt, Nr. 35

Visual Library

Badisches

Unterhaltungs-Blatt.

Beilage zur Badischen Landeszeitung.

Nr. 35. Karlsruhe, Sonntag, den 28. August. 1892.

Zwischen Himmel und Hölle.

Roman von **Hermann Thom.**

(Nachdruck verboten.) (8)

Die Magnetisirte wandte das Haupt nach der Richtung, aus der die Stimme kam.

„Ich will fort", sagte sie ängstlich. „Geben Sie mir den Arm, Sternau, und führen Sie mich hinaus."

Alle sahen sich verwundert an.

Die Fürstin bewegte sich gleitenden Ganges zum Kamine, an dem Graf Sternau lehnte, und blieb ihm gegenüber stehen. Der Magnetiseur war ihr dahin nicht vorangegangen, sondern er war ihr gefolgt.

„Seltsam! Seltsam!" flüsterte die Gräfin Sternau, die sich erhoben hatte und, an Friedas Arm gelehnt, jeder Bewegung der Hypnotisirten mit Spannung folgte.

Graf Sternau trat einen Schritt zur Seite und hob die am Boden liegenden Theerosen auf. Sofort wandte sich auch die Fürstin nach derselben Richtung und machte die Bewegung des Aufhebens.

„Das ist ein interessanter Fall", sagte der Arzt jetzt in lateinischer Sprache zum Grafen. „Die Fürstin liefert den schlagenden Beweis, daß Hypnotisirte nicht nur die Bewegungen des Magnetiseurs, sondern auch einer beliebigen anderen Person, der sich während des Experimentes ihr Interesse zugewendet hat, auf's Genaueste nachahmen."

„Es war ein Fehler von mir, daß ich während des Aktes des Hypnotisirens den Platz dicht hinter Ihnen einnahm", bemerkte Graf Sternau ruhig.

Mit lauter Stimme und in vollkommen richtigem Tonfalle wiederholte die Fürstin die lateinischen Worte.

Der Arzt bat nun, einen der Fürstin gehörigen Gegenstand zu verstecken.

Frieda nahm den leichten Umhang der Salburg und trug ihn durch den anstoßenden Speisesaal bis in den Wintergarten.

„Sie haben etwas verloren!" rief nun Dr. Brahm der Fürstin in's Ohr.

„Verloren . . . ." wiederholte sie mechanisch, jedoch ohne sich zu regen, obwohl der Arzt, den Blick auf sie gerichtet, nach dem Speisesaale schritt.

Die Fürstin blieb ruhig vor der Gruppe der Damen stehen, der sich nun auch Graf Sternau angeschlossen hatte.

Mit eigenthümlichem Lächeln bat der Arzt nun den Grafen leise, einen anderen, der Fürstin gehörigen Gegenstand zu verstecken.

Alsbald, nachdem dieser einen auf dem Tische liegenden Fächer der Magnetisirten an sich genommen und mit demselben den Salon verlassen hatte, kam wieder Leben und Bewegung in ihre Gestalt. Sie folgte dem Grafen fast auf dem Fuße; ihr Kleid streifte die Möbel, an denen er vorbeigegangen war. Auf einer Stelle, wo er einen Augenblick zögernd stillgestanden und sich umgesehen hatte, hielt auch sie inne.

Frieda fühlte, wie Klara, Gräfin Sternau, ihren Arm mit heftigem, krampfhaftem Drucke umklammerte.

„Glaubst Du mir jetzt?" flüsterte sie, kaum hörbar in das Ohr des jungen Mädchens.

Tiefe Purpurgluth stieg in die Wangen Friedas. Ein seltsames Gefühl, halb Scham für die leidenschaftliche Frau, die in ihrer Bewußtlosigkeit ihr tiefstes Fühlen entschleierte, halb Mitleid mit Klara, die, an allen Gliedern bebend, neben ihr stand, hatte sie ergriffen. Ihre keusche Jungfräulichkeit empörte sich gegen die geheimnißvolle Macht, die einen Menschen so dem anderen unterthan macht.

Energisch befreite sie sich von Klaras Umklammerung und eilte schnellen Schrittes in den zweiten Salon, den die Fürstin schon betreten hatte.

Der Arzt ging dicht hinter ihr und Klara folgte an ihres Bruders Arm, so rasch sie es vermochte.

Frieda sah, wie die Fürstin sich gegen Sternau wandte, wie sie die weiße, volle Hand erhob, als wolle sie dieselbe auf seine Schulter sinken lassen.

Mit der ihr eigenartigen libellenhaften Geschwindigkeit schob sie sich rasch und unbemerkt dazwischen, ergriff die Hand der Fürstin, und da sie ein leises Widerstreben fühlte, preßte sie die hohe, stolze Gestalt heftig an sich, und drückte, sie laut beim Namen rufend, ihre warmen Lippen auf die starren, kühlen Augenlider der schönen Frau.

Mit einem tiefen Seufzer und einer Schwankung nach rückwärts erwachte die Fürstin in Friedas Armen.

Frieda selbst hätte sich in diesem Augenblicke kaum Rechenschaft zu geben gewußt über ihr kühnes Beginnen.

„Das war ein willkürlicher Eingriff in mein Experiment, Komtesse Schulenburg!" bemerkte der Arzt scharf.

„Ich bitte dringend, schweigen Sie darüber", hauchte Frieda. Einen Moment später trat die Gräfin Sternau mit Robert auf die Schwelle.

„Was habe ich gesagt? Was habe ich gethan?" fragte nun die Fürstin, die sich langsam aus ihrer Betäubung erholte, mit der allen Magnetisirten nach ihrer Erweckung eigenen Beschämung und Aengstlichkeit.

„Sie haben uns den schlagendsten Beweis für die eben noch von Ihnen bestrittene Gewalt vorherrschender Ideen geliefert, liebe Salburg", erwiderte Klara beißend.

Die Fürstin zuckte zusammen. Der unverhohlene Hohn dieses Tones konnte ihr nicht entgehen. Eine Sekunde lang begegneten sich die Blicke der beiden Frauen im Aufblitzen tödtlichen Hasses.

„Sie behaupteten, in einem Seziersaal zu sein, dann sprachen Sie lateinisch und bemühten sich vergebens, zwei Ihnen gehörende Gegenstände zu finden", berichtete Graf Sternau hastig einfallend.

Die Salburg blickte ihn zweifelnd an. Der ernst verweisende Blick, welchen er seiner Gattin zuwarf, entging ihr nicht. Ein Gefühl peinlicher Unsicherheit überkam sie. Sie klagte über Kopfschmerzen, lehnte Klaras Aufforderung, länger zu bleiben, kühl ab und verlangte nach ihrem Wagen.

Während ein gezwungenes Gespräch in Gang kam, eilte Frieda, um den Shawl der Fürstin zu holen, nach dem Wintergarten; eben wollte sie denselben wieder verlassen, als die Fürstin Salburg an Max' Arm hereinrauschte.

Beide konnten, da sie aus dem hellerleuchteten Salon kamen, das junge Mädchen, welches durch den Schatten hoher, dichtaufstrebender Gesträucher verborgen ward, nicht sehen.

Mit einer leidenschaftlichen Geberde zog die Fürstin, nachdem die Falten der schweren dunklen Portière hinter ihnen zugefallen waren, ihren Arm von dem des Grafen.

„Sternau, ich beschwöre Sie, was habe ich gesagt, was habe ich verrathen?!" fragte sie angstvoll, den schönen Kopf zu ihm emporgewandt, und da er nicht sofort antwortete: „Sternau, Sie werden, Sie müssen mir die Wahrheit sagen, so gewiß ich kein Gefühl, keinen Gedanken, keine Regung habe, die ich vor Ihnen zu verbergen wünschte!"

Sie war unbeschreiblich reizend in ihrer Erregung. Ihre feuchtschimmernden Augen ruhten bittend in den seinen, der ganze übermüthige Stolz ihres Wesens schien aufgelöst in Demuth und Weichheit, wie ihre helle metallische Stimme in den Lauten schmelzender Innigkeit.

Ein dumpfer, ihr selbst unerklärlicher Schmerz überkam Frieda. Als ob ein Starrkrampf alle ihre Glieder fessele, hätte sie nicht einen Schritt nach vorwärts zu thun, nicht aus ihrem unfreiwilligen Versteck herauszutreten vermocht.

Wie gebannt ruhte ihr Auge auf den beiden Gestalten. Sie sieht, wie die Fürstin ihre weiße Hand wie beschwörend auf den Arm Sternaus legt. Ihr hochwogender Busen berührt fast seinen, in weichen Wellen bis auf die Brust herabwallenden Bart, sie blickt zu ihm empor in stummem und doch leidenschaftlich beredtem Liebesflehen.

Es schien, als gingen von dem satten Golde ihres Haares in dem halbdunklen Raume sonnigleuchtende Reflexe aus. Welche Gedanken regen sich jetzt unter seiner hohen, reingewölbten Stirn, während das verführerische Frauenbild sich ihm entgegenneigt? Eine Spanne weit von ihm schwebte ein weicher, halbgeöffneter Mund, Lippen, wie der Traum eines Liebesgottes sie nicht schöner gestalten kann.

Frieda durchzuckte es: Ist er ein Mensch und wird er dem heftig anstürmenden Puls solcher Leidenschaft widerstehen können?

Er wird, er muß das liebeathmende Weib zu sich hinanziehen, sie gehören zusammen, diese beiden schönen stolzen Menschen, in denen die Natur in spielender Laune zwei Göttergestalten germanischer Vorzeit wiedererweckt zu haben scheint. Und doch ist ihr, als müßten in diesem Augenblicke Erd und Himmel um sie selber vergehen. Es war ein sekundenlanges Schweigen, Frieda glaubte, ihr Herz stille stehen zu fühlen. Da hört sie den milden Ton seines wohllautenden Organs.

„Ich bin davon überzeugt, verehrte Fürstin", sagte er kühl.

„Sternau!!"

Als habe ein Schlag sie ins Gesicht getroffen, so fuhr das schöne Weib jetzt von ihm zurück.

„Fürstin?"

Gleich einer erstaunten Frage fällt es von ihren Lippen.

Sie richtete sich plötzlich hoch und stolz auf.

„Ich habe zu wiederholten Malen schon auf unserer italienischen Reise der grenzenlosen Reizbarkeit einer kranken Frau Rechnung getragen", ihre Stimme klang jetzt scharf wie ein gezückter Dolch, „heute aber frage ich Sie, Graf Sternau, was berechtigt Ihre Gattin zu diesem geringschätzenden, beleidigenden Tone mir gegenüber?"

Graf Sternau hob mit vollkommener Gelassenheit das feine Spitzentuch auf, das den bebenden Händen der aufgeregten Frau entfallen war.

„Ich bin trostlos, Fürstin, wenn meine Frau je das Unglück hatte, Ihr Mißfallen zu erregen; indessen erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie in einem mir tiefpeinlichen, durch momentane Nervenirritation erzeugten Irrthume befangen sind. Ein Ton? Was ist ein Ton? Wollen Sie ihn wie die alte Galotti vor Gericht stellen?"

„Sternau!" Wie ein Aufschrei brach es von ihren erblaßten Lippen. „Sind Sie ein Gott oder ein Teufel?!"

„Ich bin Ihr Freund, Fürstin!" entgegnete er ernst und nachdrücklich.

„Sie beweisen es", entgegnete sie schneidend.

Frieda sah, wie sie den angebotenen Arm heftig zurückwies; dann hörte sie wieder das Rauschen schwerer seidener Frauengewänder. Sie hatten sich entfernt. . . .

Das junge Mädchen war zu Boden gesunken. Wie eine vom Unwetter niedergerissene junge Tanne, über die die ersten wilden Frühlingsstürme hinwegbrausen, lag sie da.

Ihr ganzes Innere erbebte unter der Allmacht einer unverstandenen Empfindung. — — —

Neuntes Kapitel.

Seit diesem Abend waren nur wenige Wochen verflossen und schon hatte sich jenes wundersame Keimen und Blühen, jenes Glühen und Reifen, in dem die Natur in Gebirgsländern den langverspäteten Lenz mit seinen Reizen nachholt und mit der entfaltenden Pracht und Gewalt des Sommers vereinigt, über Schloß Sternau gesenkt.

Hell und blau wölbte sich der Himmel über den Dächern des Dörfchens und mit munterem Gezwitscher schossen die Schwalben hin und her.

Im Schloßparke vermischten Flieder und Goldregen ihren süßen, betäubenden Duft mit dem zahlreicher Rosengebüsche, die über und über in Blüthen und Knospen standen. Ganze Wolken von Wohlgeruch erfüllten die heiße zitternde Luft und die Sonnenstrahlen spielten in regenbogenfarbigen Reflexen über das helle Grün der Wipfel.

Und als wollte die milde Natur auch der Leidenden bei dieser großen Auferstehung nicht vergessen, sah man da und dort ein altes Mütterchen oder ein zartes schwächliches Kind, die sich im Freien sonnten.

Auch die Gräfin Sternau fühlte sich durch eine leichte Besserung ihres Zustandes zu neuen Lebenshoffnungen ermuthigt.

Auf einer Chaiselongue liegend brachte sie fast den ganzen Tag auf der Terrasse des Schlosses zu, während ihr Gemahl, die Einsamkeit und Stille Sternaus zur Vollendung einer größeren schriftstellerischen Arbeit benutzend, nur bei den Mahlzeiten und da als ein schweigsamer, zerstreuter Gast in dem kleinen Kreise erschien.

Frieda, die Klara mit der zärtlichen Sorgfalt einer Schwester umgab, saß dann wohl in heiterem Geplauder oder mit ihrer weichen klangvollen Stimme vorlesend, an ihrer Seite, bis Robert, von seinen dienstlichen Touren zurückkehrend, dem jungen Mädchen einen Spaziergang vorschlug.

Da war es nun rührend, wie die Kranke oft alle mögliche List anwandte, um Frieda, die sie nicht gern verlassen mochte, zum Ausgehen zu bewegen. Bei diesen Ausflügen, die sie bald zu Pferde, bald zu Wagen unternahmen, blieben die jungen Leute sich selbst überlassen, höchstens begleitete sie hie und da die Fürstin Salburg, die ihre Besuche auf Schloß Sternau nach einer kurzen Pause mit scheinbarer Unbefangenheit wieder aufgenommen hatte.

Zwischen Beiden hatte sich rasch jene Vertraulichkeit entwickelt, welche die Jugend so leicht im gemeinsamen Genießen findet.

Wenn sie dann nach einem scharfen Ritt mit hochgerötheten Wangen in den Schloßhof sprengten, wo Robert, seine Hand zum Steigbügel bietend, dem jungen Mädchen vom Pferde half oder sie lachend und scherzend Arm in Arm zum gedeckten Tische kamen und dort die Kosten der Unterhaltung fast allein mit der Schilderung ihrer Streifereien und Entdeckungsreisen bestritten, da warf wohl Klara manchmal lächelnd einen vielsagenden Blick zu ihrem Gatten hinüber.

Robert hatte für Frieda einen leichtgefügten und doch sicheren Kahn kommen lassen, auf dem sie in den Abendstunden den Weiher des Parkes befuhren; er ließ unter seiner persönlichen Anleitung neue Ruhe- und Aussichtspunkte für die Jugendgespielin schaffen und was dergleichen Ritterdienste mehr waren, die von dem jungen Mädchen mit voller Unbefangenheit aufgenommen wurden. Unter so fröhlichem Verkehr war, ehe man sich's versah, der Termin von Roberts Rückkehr zur Garnison herangekommen.

Es war am Vorabend seiner Abreise. Die Gräfin Sternau hatte ihren Gemahl zu sich bitten lassen.

Als er in ihr Boudoir trat, lächelte sie ihm freundlich zu und erhob sich, die Anstrengung, welche ihr dies verursachte, verbergend, um ihm einige Schritte entgegenzugehen. Der Graf drückte sie rasch und galant wieder in die Kissen des Fauteuils zurück und nahm ihr gegenüber Platz.

„Hat Robert sich schon von Dir verabschiedet?" fragte die Gräfin leise und unsicher.

„Nein. Du weißt wohl, daß ich versprochen habe, ihn zur Bahn zu begleiten."

Gräfin Sternau spielte mit den seidenen Gehängen des Fauteuils.

„Armer Junge!" seufzte sie leise. „Fort zu müssen in eine elende, traurig-öde Garnison, wo er jedes menschenwürdigen Umganges entbehren muß, in dem Augenblicke, wo er sich den schönsten Lebenshoffnungen hingab! Es wird eine schwere Trennung werden für die beiden lieben Menschen . . ." Sie blickte zu Boden.

„Hat Robert sich erklärt?" fragte Graf Sternau kurz und scharf nach minutenlangem Schweigen.

Klara sah erstaunt auf. Wer hatte hier gesprochen?

„Wie könnte er?" entgegnete sie traurig. „Du weißt, daß er als jüngerer Sohn nur ein unbedeutendes Erbe zu erwarten hat, dazu seine Jugend, seine untergeordnete Stellung in der Armee . . . . Es wäre vermessen von ihm, schon jetzt um ein Mädchen wie Frieda zu werben . . . . Sie werden warten müssen, voraussichtlich geraume Zeit . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebe in der Revolution.

Von Dr. **Alfred Friedmann.**

In der künstlerischen Ausstattung von verhältnißmäßig billigen Prachtwerken sind uns die Franzosen noch immer überlegen. Octave Uzanne, welcher eine geistreiche Geschichte des Fächers geschrieben, hat bei A. Quantin ein anderes illustrirtes Werk: „Son Altesse la femme“ herausgegeben, welches mit zahlreichen Litho- und Chromographien geziert ist.

Octave Uzanne schildert uns das Weib im Mittelalter, wo es als Hexe aus dem Spiegel des Doktor Manigarole tritt. Der sonst so vernünftige Autor kann nicht unterlassen, am Schlusse dieser Wundergeschichte zu bemerken: „Dieser Manigarole war in der Geschichte der natürliche Typus des Doktors Faust, ehe die germanische Legende dessen Karakter entstellt hatte.“ Aus dem Mittelalter geht Uzanne in das 16. Jahrhundert über, wo die Frau „La vie du poëte“, Villon's, Rousards war, schildert dann „La Cailette“, das Täubchen, Rebhühnchen der Zeit der Ruelles und der Lustspiele Marivaux's, nachdem er die Prezieuse, die Gezierte, den Tagen Molière's entnommen. Dann erzählt er eine tragische Geschichte aus den Revolutionstagen, das Ende einer französischen Bürgerin.

Schon Edmond und Jules de Goncourt machen in ihrer „Histoire de la Société française“ die Bemerkung, daß den Frauen der französischen Revolution eine gewisse Grazie fehle, sie lassen glauben, daß sie eine Rolle, eine Sendung und kein Gefühl haben. Und doch, wann wurde mehr geliebt, als gerade zur Zeit der Guillotine!

Wer kennt nicht Hérault de Séchelles, einen der jüngsten und leidenschaftlichsten Männer des Konvents, der bei der Einnahme der Bastille so viel Muth zeigte, wie sein Vater auf dem Schlachtfeld von Minden. Schönheit, Reichthum, Geist und vornehme Geburt legten ihm gütige Feen als Geschenke in die Wiege. Er gab sich selbst den ehernen Fleiß, der das Talent zu Allem ist, eine kühne, leicht fließende Beredtsamkeit. Er wurde 1791 von den Parisern in die gesetzgebende Versammlung gewählt und rechtfertigte ihr Vertrauen bis zu seiner letzten Stunde. Hérault war galant. Er ging bei Lauzun und der Herzogin von Polignac in die Schule. Seine männliche und stolze Schönheit gewann ihm viele Herzen, deren eines ihn den „Himmlischen“ nannte. Am 10. August 1793 präsidirte er einem Nationalfest zur Feier des Jahrestages der Einnahme der Tuilerien. Er war der Oberpriester, der, an einem Scheiterhaufen stehend, die stolzen Spielzeuge der Monarchie, Szepter und Krone, verbrannte.

So sah ihn Jacquette Aubert, in der Menge verloren, die junge hübsche Wittwe eines Geschäftsmannes aus dem Faubourg St. Antoine. Der rednerische Pomp, der Anblick des jugendlichen Mannes, die Weihe des Augenblicks rissen sie hin. Sie faßte zu Hérault eine unüberwindliche Neigung. Der romantische Zug des Geistes wie des Herzens war ihr nicht besonders eigen, er lag in der Zeit. Sie träumte von spartanischen Tugenden und nahm Theil an den Sitzungen der „Freundinnen der Verfassung“. Rousseau hatte ihr ein starkes Vaterland mit platonischen und lykurgischen Gesetzen vorgespiegelt. Sie wiederholte gern die Danton'sche Phrase: „Alles verengt sich durch die häusliche Erziehung, die gemeinschaftliche erweitert alle Sinne. Man spricht von väterlicher Zuneigung. Gewiß, auch ich bin Mutter, aber mein Sohn gehört nicht mir, er gehört der Republik.“ Jacquette war damals fünfundzwanzig Jahre alt, ihre dreijährige Wittwenschaft hatte ihren Ruf unangetastet gelassen. Ihr Gatte schien Angst gehabt zu haben, sie allzu rauh anzufassen, er hatte sie mit der zärtlichen Aufmerksamkeit eines Vaters umgeben. Sie war dankbar ohne Liebe, ihr Herz blieb unbeschäftigt, ihre Seele schien krank vor Erwartung und Wunsch. Hérault trug die zerstörende Fackel in ihr Herz, wie er sie auf den Scheiterhaufen der Unabhängigkeit geworfen hatte. Umsonst suchte Jacquette ihrer Liebe und dem Geliebten zu widerstehen, sie sah in dem Verfasser der „Théorie de l'Ambition“ eine Genie, welches bestimmt schien, die Geschicke der Republik zu leiten. Der Zufall war der Bote von Jacquette's Wünschen. Sie entdeckte sich der braunlockigen Bürgerin Olympe Audon, ihrer Freundin und Gesinnungsgenossin, die sofort zu handeln begann. Es traf sich, daß ihr Anbeter, Saint-Amaranthe, ein tapferer Husar, ein Schulkamerad Hérault's war. Rasch wurde ein gemeinschaftliches Mittagsmahl bei Robert, dem damals beliebtesten Restaurateur, veranstaltet, und nach einigem Kampf mit sich selbst erschien Jacquette in einem zitronengelben Kleid, mit breitem Busentuch, mit der dreifarbigen, kokett über dem linken Ohre befestigten Kokarde.

Hérault war schnell von dem Reiz der jungen Enthusiastin überwältigt und das Essen verlief in gehobener Stimmung. Saint-Amaranthe sang und Hérault rezitirte ein sentimentables Sonett. Im weiteren Verkehr bewies er Jacquette, daß Liebe und Ehe getrennte Dinge seien und selten lange in guter Gemeinschaft zusammen leben. Sie riefen die Gottheiten der Natur oder Vernunft an, lasen Rousseau gemeinschaftlich und warfen alle Vorurtheile der gesellschaftlichen Ordnung über den Haufen. Hérault hatte in der Umgegend von Paris ein kleines Häuschen gemiethet, dem er den Namen Pavillon de l'Amitié gegeben. Dort lebten Beide. Aber auch die Furcht war mit ihnen eingezogen.

„Geh, fürchte Dich nicht!“ tröstete Hérault die an seiner Brust zitternde Jacquette, „man muß sein Geschick erfüllen! Das Leben ist nichts als ein sehr schräges Dach. Die Ungeschickten fallen und brechen sich das Genick, die Weisen gleiten, aber sie halten sich an den Ziegeln. Glaube mir, ich bin ein guter Dachdecker und habe keine Anlage zum Schwindel!“ Indessen war Hérault, trotz seiner Anhängerschaft an die Sache der Republik, von Bourdon de l'Oise schon am 16. Dezember 1793 beschuldigt worden, als früherer Edelmann eine verrätherische Korrespondenz mit den Royalisten zu unterhalten. Die Geschichte erzählt, wie er sich gerechtfertigt und mit Stimmeneinheit seine Ausscheidung als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses rückgängig zu machen wußte. Vorsichtig hatte Hérault in den Pavillon der Freundschaft seine Kollegen und Genossen eingeladen. Das Liebesasyl wurde eine Art von Klub und die Doktrin, die Partei saß neben der Schöngeisterei und der Galanterie. Jacquette unterwarf sich dem Allem und spielte die witzige, liebenswürdige Wirthin dieser kleinen Zusammenkünfte. Hier anfeuernd, dort dämpfend, wußte sie den Schreckensmännern den Kopf zu verwirren. So verliebte sich St. Just in sie. Er war schön, von ausgezeichnetem Betragen; er behauptete, Erscheinen und Siegen sei Eins für ihn. Aber er täuschte sich bei Jacquette, sie widerstand ihm.

Am 9. März 1794 wurde Hérault in das Gefängniß des Luxembourg gebracht. Jacquette, weit entfernt, sich ihrem Schmerze widerstandslos hinzugeben, bewies nun erst ihre Seelengröße und ihre republikanische Festigkeit. Sie setzte zur Befreiung ihres Geliebten Alles in Bewegung und suchte Robespierre auf, nicht bittend, sondern hochfahrend. St. Just setzte inzwischen seinem unglücklichen Opfer mit allen Mitteln der Verführung zu und versprach ihr seine guten Dienste. Sie aber hätte den Tod ihres Geliebten dem Kusse des Verräthers vorgezogen. Sie ahnte nicht, daß die Entscheidung nahe war.

Am 2. April 1794 hielt der Ankläger Fouquier-Tinville seine Rede gegen Hérault, St. Just unterstützte ihn. Danton, Desmoulins und Hérault wurden der Guillotine überantwortet. Der Letztere bestieg lächelnd das Schaffot und näherte sein Antlitz dem Danton's, um ihn nochmals zu umarmen, aber der Henker riß ihn zurück. Jacquette wohnte der Hinrichtung bei. Auf demselben Platze winkte sie ihm ein Lebewohl zu, wo er vor acht Monaten die königlichen Insignien verbrannt hatte. Jacquette hatte Alles mit angesehen, die furchtbaren Vorbereitungen, die Ankunft des Karrens, die Besteigung der letzten Stufen und die Gestalt des Geliebten unter dem Messer, das niederfiel. Als das Haupt Hérault's mit dumpfem Gedröhn auffiel, sank sie ohnmächtig in die Arme des Nächststehenden.

Am anderen Tage erhielt der triumphirende St. Just, ohne allzu sehr zu erstaunen, einen Brief: „Bürger, Repräsentant! Du hast mir Deine Liebe angeboten. Ich habe sie abgewiesen. Du hast mich körperlich, seelisch und geistig zur Wittwe gemacht. Wenn es Dir gefällt, zu sehen, wie ich mich gebe, wenn ich mich gebe, sei diesen Abend vor Sonnenuntergang in meinem Zimmer. Die Thüren werden sich vor Dir öffnen.“ St. Just las das Billett dreimal, er sah Hinterhalt, Dolch und dann wieder die schnelle Umkehr eines veränderlichen Frauenherzens. Die Furcht hielt ihn zurück, die Leidenschaft trieb ihn vorwärts. Endlich erreichte er pfeifend und mit dem Schritt eines Eroberers den Pavillon de l'Amitié. Er brauchte die Thüren nur aufzustoßen, das dritte Zimmer war erhellt. Still trat er ein, ein furchtbares Entsetzen malte sich auf seinem Gesicht. Dasselbe Kissen barg zwei Häupter, die sich zu küssen schienen, das feine Köpfchen Jacquette Aubert's und das bleiche Hérault de Séchelles'. St. Just entfloh, von Grauen erfaßt. Am Abend der Hinrichtung hatte sich Jacquette zum Friedhof von Monceaux geschleppt. Eine Börse mit Gold verschaffte ihr des Freundes Haupt aus den Händen des Todtengräbers. Ein süßes und schreckliches Gift half ihr, die Alles zur höchsten letzten Stunde angeordnet hatte, in einem Augenblick vom Leben zum Tode, in dem sie noch die blutlosen Lippen des Geliebten zu küssen schien. „So scheinen diese Frauen der Revolution mehr Statuen von Römerinnen als Französinnen zu sein. Ihr Tod interessirt mehr, als er bewegt, und diese jungen Häupter tragen mehr eine Krone als eine Auriole, die Krone, die abgeschafft werden sollte und die doch das Symbol der Tugend bleiben wird.“ Damit schließt Uzanne die tragische Geschichte Jacquettes.

Vermischtes.

(**Ein Schlachtschiff Nelson's.**) Eines der ältesten Schiffe der Welt, das Kriegsschiff „Foudroyant,“ an dessen Bord vor fast einem Jahrhundert Admiral Nelson's Flagge wehte, und das sich in mehreren Seeschlachten hervorgethan hat, ist durch Kauf in den Besitz von Swinemünder und Stettiner Unternehmern übergegangen und soll binnen Kurzem nach Swinemünde überführt und dann abgewrackt werden. Der „Foudroyant“ ist vermöge seiner Breite von 50½ Fuß und seines Tiefganges von 21½ Fuß ohne Ausrüstung ein kolossales Fahrzeug. Er ist ein Fünfdecker und war mit 180 Kanonen bewehrt. Die englische Admiralität hat das gegenwärtig in Plymouth liegende Schiff für 80,000 Mark verkauft. An Bord des „Foudroyant“ kämpfte Nelson im Jahre 1793 vor Neapel gegen die Franzosen. Das Kriegsschiff nahm auch Theil an der Eroberung der beiden französischen Linienschiffe „Genereux“ und „Guillaume Tell.“

(**Eine reizende Episode aus dem Forst- und Jägerleben,**) die jedoch nicht in das Gebiet der Münchhausiaden zu verweisen ist, sondern den Vorzug buchstäblicher Wahrheit besitzt, wird von einem der Nächstbetheiligten wie folgt geschildert: In einem zur Oberförsterei F. in S. gehörigen Waldgebiet deuteten alle Anzeichen auf ein außer-

gewöhnlich reiches Auftreten der Raupen hin, so daß der Förster Sch. aus P. sich schleunigst an einen ihm bekannten Lieferanten von Raupenleim wandte und eine größere Sendung davon in Auftrag gab. Der Fabrikant, in Ostpreußen wohnhaft, hatte dem Förster Sch. schon manche Ordre zu verdanken und glaubte sich daher besonders erkenntlich zeigen zu müssen. Er fügte dem großen Faß Raupenleim noch ein kleines bei und schrieb dem Förster, daß er das kleine Faß seiner ganz besonderen Beachtung empfehle. „Aha," dachte unser Forstmann, „eine besonders gute Qualität von Raupenleim!" und er ordnete an, daß der Inhalt des kleineren Fasses für die besonders heimgesuchte westliche Hälfte seines Reviers benutzt würde. Der Forst-Eleve, dem er die Fässer zur weiteren Anweisung übergeben hatte, rief drei alte Holzarbeiter heran, übergab ihnen die beiden Fässer des Raupenleimfabrikanten und ordnete an, daß am anderen Tage in der Frühe die Bäume in gewohnter Weise ringförmig mit dem Inhalt der Fässer bestrichen würden. Die Arbeiter thaten, wie ihnen anbefohlen, und meldeten nach einiger Zeit, daß der ganze Raupenleim verschmiert sei. Am anderen Tage erschien der Oberförster von St. bei dem Förster Sch., um mit diesem einen Rundgang durch das Revier zu machen. Als sie sich der westlichen Hälfte näherten, bemerkten sie die Leimringe an den Bäumen, die eine auffallend schwarze Färbung hatten. Beide traten näher, untersuchten den Raupenleim erst mit den Augen, dann mit den Fingern, schließlich mit der Zunge — dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. Zum erstenmale, so lang ein deutscher Wald bestehen mag, war hier zum Schutz gegen die Raupen — echter russischer Caviar bester Qualität benützt worden. Der Leimfabrikant hatte dem Förster „unter der Blume" ein kleines Präsent machen wollen und ihm ein Faß Caviar „zur ganz besonderer Beachtung" zugeschickt. Die Arbeiter, denen Caviar und Raupenleim „Alles eine Schmiere" war, hatten nur die Anordnungen ihres Vorgesetzten auszuführen. Drei Tage lang frühstückten die Forstleute im Walde und schmierten sich Caviar von den Bäumen auf ihre Butterfemmeln. Das war wirklich einmal „Caviar für's Volk!"

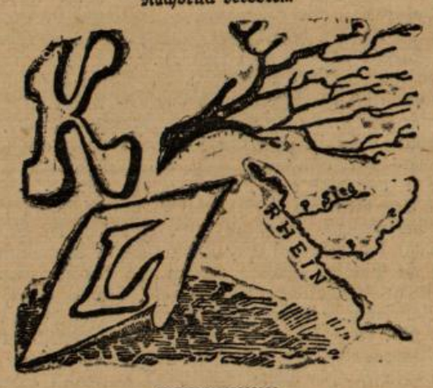
(**Aus den humanestischen Schmähschriften**,) die z. Z. der letzten Christenverfolgung in China verbreitet wurden, gibt der Ostas. Lloyd einige erbauliche Proben zum Besten. Hier sei des vielgelesenen „Schlachtrufes" gedacht, einer Kriegserklärung, in welcher das Volk aufgefordert wird, keine Kirche zu betreten, das Bauen solcher zu verhindern, alle christlichen Bücher zu verbrennen, und falls die Missionäre mit dem Lehren ihrer Religion fortführen, alle Anhänger zu tödten. Auf der Flugschrift prangt die Abbildung eines Messers, welches die Inschrift trägt: „Ein neues Schwert, um die Protestanten und Romanisten zu massakriren." Jeder Familie, reich und arm, wird befohlen, sich dieser Schlächterei anzuschließen und das Fleisch der Christen unter sich zu vertheilen — für jede Person ein Pfund; das Fleisch muß zuerst gekocht und sodann den Göttern, Vorfahren und Eltern geopfert werden.

(**Die Wirkung der Musik**) auf verschiedene Thiere zu erproben, wurden dieser Tage im Londoner Zoologischen Garten Versuche angestellt. Ein Violinspieler spielte erst vor dem Bärenkäfig einige Stücke. Die Bären näherten sich neugierig dem Eisengitter und streckten die Pfoten hindurch, als wollten sie das Instrument ergreifen. Dann setzten sie sich und hörten dem Violinspieler aufmerksam zu, mit allen Zeichen großer Befriedigung. Dann und wann ließen sie ein behagliches Brummen vernehmen. Bei einem falschen Akkord, den der Geiger absichtlich griff, zogen sich die Thiere unwillig in den Hintergrund des Käfigs zurück; dann traten sie wieder an das Eisengitter heran, und als der Geiger einen Marsch ertönen ließ, gingen sie nach dem Takte der Musik im Käfig herum. — Auch die Löwen erwiesen sich als große Musikliebhaber; sie schlugen mit dem Schweif wie mit einem Taktstock auf den Boden, und eine Löwin schob ihren „hohen" Gemahl ganz unsanft zur Seite, um sich dem Violinspieler nähern zu können. — Die Wölfe hingegen waren weniger für musikalische Genüsse eingenommen, sie hoben den Rücken und fletschten die Zähne. Der indische Wolf schien die größte Furcht zu empfinden, er floh in den Hintergrund des Käfigs und legte sich, am ganzen Körper zitternd, auf den Bauch. — Auch ein afrikanischer Elephant äußerte sein Mißfallen auf ganz unzweideutige Weise; er rüttelte an den Eisenstäben und brüllte ohne Unterlaß. — Am meisten überrascht von der Musik waren die Affen, und Zufriedenheit wie Mißfallen äußerte sich bei ihnen in gleich auffallender Weise. Ein falscher Akkord jagte stets allen ohne Ausnahme unglaublichen Schrecken ein. In den tollsten Sprüngen warfen sie sich voll Entsetzen in die Flucht und schnitten, sobald sie sich möglichst weit entfernt hatten, die fürchterlichsten Grimassen. — So erzählt eine englische Zeitung.

— In Denver in den Vereinigten Staaten ist in einem großen Konfektionsgeschäft ein neuer Posten geschaffen, der an den Sitzredakteur gewisser Blätter erinnert. Eine Dame kommt herein, Blitze aus ihren mehr oder weniger schönen Augen schießend, schier athemlos vor Aufregung beschwert sie sich, daß einige Waaren, die sie gekauft hatte, nicht das seien, wofür sie ihr gegeben wurden. „Bitte, nehmen Sie Platz, Madame," sagt der Geschäftsführer im allverbindlichsten Tone, „ich werde sofort den Schuldigen holen lassen." Er drückt auf einen kleinen Knopf an seinem Pult und der „Cash Boy" erscheint. „Sag' einmal Herrn Jackson, er soll sofort hierherkommen," befiehlt ihm der Gebieter. Jackson, ein stattlicher junger Mann, kommt denn auch bald und zeigt eine Aufregung, die auf ein schlechtes Gewissen deutet. Der Geschäftsführer herrscht ihn an: „Diese Dame hier erklärt, Sie hätten ihr gesagt, diese Stoffe seien ganz seiden. Wie kommen Sie dazu?" — „Aber ich glaubte" — — „Sie haben es besser gewußt. Das ist schon das zweite Mal, daß Sie eine falsche Angabe gemacht haben — ich werde auf Ihre Dienste verzichten müssen. Nehmen Sie diese Waare zurück, lassen Sie sich Ihr Geld geben und machen Sie, daß Sie fortkommen!" — Jackson verbeugt sich, stammelt noch zerknirscht einige Worte und geht. — „Ich glaube aber nicht, daß dies der Verkäufer war," bemerkte die Dame. „Soviel ich mich erinnere —" — „Beruhigen Sie sich, Madame," erwidert sehr freundlich der Geschäftsführer, „Jackson ist für alle Irrthümer verantwortlich, die in seiner Branche vorkommen. Wir sehen streng darauf und ich habe ihn gern entlassen." Die Dame entfernt sich mit mitleidigen Gefühlen für den jungen Mann, welcher durch sie seinen Platz verloren, zugleich mit dem größten Respekt vor der strengen Ordnung in diesem Geschäfte. — Nicht lange danach kommt wieder eine Dame hereingerauscht und beginnt: „Ich habe drei Ellen von diesem Gingham bezahlt und habe nur etwas über zwei bekommen. Ich lasse mich nicht betrügen. Es ist nur eine Kleinigkeit, aber ich will mein Recht." — „Bitte, nehmen Sie Platz, Madame, und wir wollen sofort Alles richtig stellen," bemerkt begütigend der Geschäftsführer, und wieder drückt er auf den Knopf an seinem Pult, wieder erscheint der „Cash Boy," und wieder wird der unglückselige Jackson herbeizitirt, abgekanzelt und entlassen, trotzdem die Dame selber für ihn bittet. Das wiederholt sich, wer weiß, wie oft! Jackson ist nämlich ausschließlich als Sündenbock, Prügeljunge, oder Kundenwuth-Blitzableiter angestellt. Er hat weiter nichts zu thun und darf sich nur nicht sehen lassen, wenn er nicht gerufen wird. Im Laufe einiger Tage ändert sich dann sein Name, seine Barttracht, seine Frisur, seine Kleidung, und so wird nach Kräften jeder peinlichen Enthüllung seiner geheimnißvollen Existenz vorgebeugt.

[†] Bilderräthsel.

Nachdruck verboten.



[†] Scherzhafte Inschrift.

Nachdruck verboten.

G Pschorrbräu G s RRRR

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 34.

Wer nicht vorwärts geht kommt zurücke.

Aufgelöst durch: Ed. Ffnbckh. hier, Mna. Echstttr. in Eppngn., Mna. und Lse. Ebrlng. Insel Mainau, H. Blst. in Drlch., Hdwg. Maier in Neustdt., Alfrd. d. Ebfgschdte. in Lhr.

Auflösung des Räthsels in Nr. 34.

Eisenbahn.

Aufgelöst durch: Hdwg. Maier in Neustdt.

Verantwortliche Redaktion: Friedrich Hannemann in Karlsruhe.

Druck und Verlag der Macklot'schen Buchhandlung und Buchdruckerei, Waldstraße Nr. 10 in Karlsruhe.